

Neue Bücher

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **14 (1914)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Shakespeare endlich wieder mimische Kräfte entfesselt hat und dass neun seiner Dramen zum erstenmal ihr dramaturgisches Recht erhalten haben. Bis auf den auch nach dieser Richtung hin unbewältigten *Hamlet* ist es gelungen, die wichtigsten Glieder der Shakespeareschen Szenenfolge in der notwendigen Anordnung zu lassen und den Unwert jener Bearbeitungen zu erweisen, die durch Zusammenlegung von Szenen, Vereinfachung der Schauplätze nicht nur die Aufführung erleichtern, sondern auch den Kern des Dramas herausarbeiten wollen. Shakespeares Szenenwechsel ist nicht Willkür, sondern Komposition. Und nur die Bühne ist ihm gewachsen, die, wie das Deutsche Theater mit seiner Drehbühne, die technische Fähigkeit hat, auch die kleinste Szene für sich zu stellen ohne den Ablauf des Dramas zu verlangsamen, und so ein stets sich erneuerndes Abbild seines Kosmos, seiner Narren- und seiner Heldenwelt zu geben.

Während Reinhardt schließlich noch in dem zu einem katholischen Dome umgewandelten Zirkus Busch das monströse *Mirakel* zelebriert, das als pantomimisches Kunstwerk nicht nur grob und kitschig, sondern auch öde und langweilig ist, soll Wedekind die Saison der Kammerspiele mit einem Zyklus seiner Werke beschließen. Sein neuestes Drama aber überließ er dem Lessingtheater: *Simson*, der, wie *Franziska*, ein, zwei Wedekindische Situationen und Visionen hat, sonst aber allgemein, dürr, hölzern, jambenbanal wirkt.

Was sonst die Saison brachte, ist belanglos wie Schönherr's *Trenkwalder*, wie, so sehr sie gefeiert wurde, die *Parsifal*-Aufführung des Königlichen Opernhauses. Es ist Herrn von Hülsen allerdings zuzugestehen, dass er die dekorative Überladung, den szenischen Kitsch, den pompösen Bluff bis zur letzten Möglichkeit getrieben und somit in der Tat eine vollendete Leistung zustande gebracht hat. Ebenso ungefährlich sind die wilden Gerüchte, die über die Modernisierung des Königlichen Schauspielhauses umlaufen. Wer die Schrecken des *Peer Gynt* in der banalisierenden Bearbeitung von Dietrich Eckardt, in der stillosen Inszenierung von Reinhard Bruck mitgemacht hat, weiß, dass er auch weiter vom Schauspielhaus nicht beunruhigt werden wird. Und wenn Herr Bruck für einen Bahnbrecher gehalten wird, so ist das nur so weit richtig, als selten jemand durch ein literarisches Programm, das unoriginell ist, durch Regieleistungen, die nicht vorhanden sind, die Presse so erfolgreich zu bluffen verstanden hat. Will man das, was das Königliche Schauspielhaus in dieser Saison wirklich erreicht hat, beurteilen, so muss man die lebendige Aufführung von Lothar Schmidts und Emil Schaeffers Bilderhandelsatire *Die Venus mit dem Papagei* sehen, und diese Aufführung hatte Albert Patry inszeniert. Insofern hat das Schauspielhaus sich immerhin in das neue Leben, das die berliner Theater ergriffen hat, hineinreißen lassen, als es die harmlosen Backfischnovitäten der Vorjahre vergessen hat. HERBERT IHERING



NEUE BÜCHER



VAUBAN. Der Maréchal Sébastien le Prestre de Vauban ist als national-ökonomischer Schriftsteller schwer

in eine der Schulen einzureihen. In seiner Studie über Vauban rechnet ihn Lohmann (Schmollers Forschun-

gen, Leipzig 1895) den Merkantilisten zu. Andere weisen ihm einen Platz unter den Vorläufern der liberalen Nationalökonomie an. Die zwangsweise Einreihung eines Denkers in eine manchmal erst nach seinem Tode sich schärfer herausgebildete Ideenrichtung ist oft eine missliche Sache, misslich vor allem deshalb, weil gerade die originelleren Köpfe sich nicht leicht mit einer Sammel-etiquette versehen lassen. Das gilt auch von Vauban, der keineswegs so ganz Merkantilist war, wie einzelne Spezialforscher behaupten. Vaubans Wirken ist heute von der großen Welt so ziemlich vergessen. Wenn der Name Vauban ausgesprochen wird, so denkt man unwillkürlich an seine *Dixme Royale*, jene 1707 in Rouen erschienene Schrift, die heute noch lebhaftes Interesse beanspruchen kann, weil das, was sie fordert, noch immer nicht verwirklicht ist: die Abschaffung der drückenden indirekten Steuern. Die Könige, selbst die wenigen, die in einem Momente der Erleuchtung an ein „soziales Königtum“ dachten, haben wohl nur ganz selten die Lasten des Volkes gefühlt. So fiel denn auch Vauban als Vertreter eines radikalen Steuerplans in Ungnade.

Ein deutscher Nationalökonom, Dr. Fritz Karl Mann in Charlottenburg, hat die Vauban-Literatur um einen neuen Beitrag¹⁾ bereichert; seine Arbeit stützt sich auch auf Manuskripte die er in Paris benutzen konnte, ist also auf neuer Quellenforschung aufgebaut. Bis zu welchem Grad sie das bestehende Urteil über Vauban abändert, das zu beurteilen würde freilich das exakte Studium

der bisher vorhandenen Vauban-Literatur voraussetzen. Mann kommt in seinem tiefgründigen, umfassenden Werk zu allerlei interessanten Feststellungen; so wird die Entstehung der *Dixme Royale* anschaulich zur Darstellung gebracht. Der Verfasser geht mit seiner Untersuchung auf's Ganze. Das rein Persönliche und der Soldat werden auf dreißig Seiten erledigt. Länger hält er sich bei Vaubans politischem Wirken auf (äußere Politik, Verwaltungs- und Verfassungspolitik). Breite Ausführungen sind der Volkswirtschaftspolitik gewidmet, der Hauptteil des Werkes behandelt die Steuerpolitik. Da werden alle Steuerprojekte Vaubans analysiert. Wenn, so stellt Mann fest, die absolute Realisierbarkeit der *Dixme Royale* festgestellt werden könne, so folge daraus noch nicht, dass die allgemeinen schwachen französischen Regierungen des achtzehnten Jahrhunderts imstande gewesen wären, das absolut durchführbare Programm auch tatsächlich durchzuführen. Das war ein Problem der Zeiten, der Umstände, der Personen. Die Brauchbarkeit der *Dixme* verlor sich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts mehr und mehr und zwar in demselben Grade, in dem sich die Dimensionen des französischen Staatshaushaltes veränderten.

Mann wirft dann auch die Frage auf: ist Vauban ein „Liberaler“, ein „Individualist“ ein „Demokrat“? Zahlreiche praktische Forderungen Vaubans erklären sich aus der Bemühung, die breite Maße der wirtschaftlich Schwachen, der kleinen Leute in die besondere Obhut des Staates zu nehmen, sie vor Unterdrückung und Willkür zu bewahren und ihre Lebenslage allmählich zu verbessern. Bei den Schutzmaßregeln die er empfiehlt, denkt Vauban in-

¹⁾ Fritz Karl Mann: *Der Marschall Vauban und die Volkswirtschaftslehre des Absolutismus, eine Kritik des Merkantilsystems*. Verlag von Duncker und Humblot.

dessen weder als „Vertreter der Interessenpolitik des dritten Standes“ noch als „Liberaler“ noch gar als „Demokrat“! Zwischen König und Volk scheint ihm eine natürliche Harmonie zu bestehen, so dass der König mit den Interessen des Volkes seine eigenen fördert. Es ist, so schreibt Mann, dieselbe einfache Vorstellung, die Ludwig XIV auf dem Sterbebett zu seinem fünfjährigen Urenkel sagen ließ: „Soulagez vos peuples le plutôt que vous pourrez“, dasselbe Motiv das von jeher die Armenpolitik absolutischer Regierungen bestimmte. Der fürstliche Machtgedanke — das meint Mann, müsse einmal ausgesprochen werden, gegenüber anderen Auffassungen verschiedener Forscher — dieser Machtgedanke habe Vaubans Fürsorge für

die kleinen Leute diktiert. Nicht eine moderne individualistisch demokratische Regung. Vauban steigt nicht vom Individuum aufwärts zum Staat, sondern vom Staat zum Individuum herab.

Dem prächtigen Werke F. K. Manns sollen nur diese wenigen Feststellungen entnommen werden. Eine so interessante Herausarbeitung der Persönlichkeit Vaubans hat bisher in der Literatur nicht bestanden. Die deutsche historische Schule der Nationalökonomie, die schon so oft in vortrefflicher Weise französische Stoffe bearbeitete, hat mit diesem Werke von neuem gezeigt, dass sie auf dem rechten Wege ist, mögen noch so viele andere behaupten, sie sei aus der Mode geraten.

PAUL GYGAX



BILDENDE KUNST



ARBEITER-KUNST. Das Ziel der Schweizerischen Arbeiter-Dilettanten-Ausstellung, die bis Ende Juni die Räume des Zürcher Kunsthuses füllt, sei ein psychologisches, weniger ein künstlerisches, steht in der kleinen Einführung zu lesen. Wenn man alle Arbeiter, die in Musik dilettieren, einen nach dem andern auf Klavier, Geige, Kinderflöte, Trompete und Handorgel stundenlang konzertieren ließe, so wäre das Ziel wohl auch eher ein psychologisches als ein künstlerisches. Glaubt aber einer, es würden dabei neue Quellen fließen und ein einziger Hörer würde seelisch auch nur um ein Quentchen reicher den Saal verlassen?

Nein, ich habe nicht das geringste gegen das Dilettieren der Arbeiter; ich finde es durchaus löblich, wenn sie geigen und trompeten, zeichnen

und malen. Besser, als wenn sie sich vollsaufen oder als Streikposten herumprügeln. Und manchmal kann dabei ein wirkliches Talent zum Vorschein kommen. Manchmal kann es aber bei solchem Dilettieren geschehen, dass ein Schimmerchen von Talent als wahre künstlerische Begabung gepriesen wird, dass dieses Talentchen dann auf sein bescheidenes aber sicheres Einkommen verzichtet und dem Elend des aussichtslosen Künstlers anheimfällt. Als Folge einer solchen Ausstellung und des unvernünftigen Rühmens in Zeitungen, besonders seit seichtes Kunstgeschwätz bei unsern Politikern nationalrätlich genehmigt worden ist, wäre das nicht ausgeschlossen. Der gepriesenen Telephonistin und dem Milchführer möchte ich aber in allen Treuen raten, bei ihrer alten Arbeit zu bleiben, daneben fröhlich weiter zu